

(Nachdruck verboten.)

221 Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt.

Es gab und es gibt reizvolle und wunderliche Dichtspiele auf diesen raschen Wildern, in diesem beständigen Wechsel der Menschen, die das Gas bescheinigen, in diesem Königreich des Glittergoldes, der Borte und Tresse, der geschminkten Gesichter. Ueber das gefälteste Hemd des Equilibristen ergießt sich für Augenblicke der hinrieselnde Schimmer von Glittern, der es zu einem Gewande der Kunst macht. Ein Wein in gewissen Seidentrifots erscheint auch mit seinen Erhöhungen und Vertiefungen in dem Weiß und dem leisen Violet einer Rose, die nur auf einer Seite von der Sonne getroffen wird. In das von Helle umgebene Gesicht eines Clowns legt der Ueberzug von Mehl die Reinheit, die Regelmäßigkeit und den fast zerbrechlichen Schnitt eines Steingefichtes.

Dazu in jedem Moment das ungestüme Hinauseilen oder Zurückkommen eines Pferdes mit im Winde flatternder Mähne, das die Gruppen, die Gespräche, die Vorbereitungen zu Produktionen, das verliebte Flüstern und die Unterhaltung über hippologische Dinge durchkreuzt. Und immer und ohne eine Minute auszuweichen, hinflutend durch diesen Verbindungsraum zwischen dem Vor- und dem Hinter den Kulissen, in welchem sich das Zirkuspersonal aufhält, durch dieses geöffnete Tor, das alles ausströmt, was das equestrische und gymnastische Theater in seinen Requisitenmagazinen und Lageräumen birgt: hindurchflutend das Hinauspasseieren und Zurückkehren von Karren, Wagen, Dekorationsstücke für die Pantomimen, ungeheuren Fußbodenplatten, glatt wie die Oberfläche eines gefrorenen Sees, für die Länze; Käfigen mit wilden Tieren, lustspringenden Clowns, hüpfenden Reiterinnen, denen man applaudiert, töppischen Bären in schwanfendem Aufrechtgehen, scheuen Hirschen, schrecklichen Eseln, Trupps von wedelnden Pudeln, hüpfenden Kängurus, Gruppen von Grimassen machenden Bierhändlern, Pärchen spielerischer junger Elefanten: von einer ganzen zu den Künsten menschlicher Gewandtheit zusammengebrachten Zoologie.

Im Stall, dem Hinter den Kulissen des Zirkus, stand Nello unter dem Einfluß einer ganz besonderen Empfindung.

Sobald er sich mit Weiß das Gesicht einer Statue angeschminkt, in welchem nichts Lebendes weiter lag als das sprechende Auge unter Lidern, die wie von der Kälte gerötet waren; sobald er seine pyramidenförmige Perrücke aufgesetzt und eines seiner von ihm selbst erdachten Kostüme angelegt hatte, auf deren zarter Seide er es liebte eine kolossale Spinne, eine Gule mit goldenen Augen, Büge kleiner glatter Fledermäuse und andere Tiere der Nacht und der Phantasie anbringen zu lassen, die sich von dem Stoff nur als ein dunkler Schatten, als eine düstere Silhouette abhoben: sobald der große Spiegel im Stall ihm nur erst wenige Male dieses Bild seines abendlichen anderen Selbst zurückgeworfen, begann gewissermaßen ein anderes Leben in ihm zu pulsieren. Das Wesen des mehlgefärbten, grotesk kostümierten Clowns besaß ein Ernst, der selbst seinen Farcen, wenn er eine solche ausführte, einen gewissen tief sinnigen Charakter verlieh; der fröhliche Jünglings-Mutwille, wie durch ein unbekanntes Etwas plötzlich gebannt, schien verschwunden. Seine Stimme klang nicht mehr wie sonst, sie war von einem leisen Anflug von Moll gefärbt, wie die Stimme, die aus tiefem Gemüt zu uns spricht. Seine Bewegungen wurden, ihm selbst ganz unbewußt und auch wenn er sich nicht in offener Szene befand, die des Akrobaten, und selbst die gewöhnlichsten unwesentlichsten Verrichtungen führten seine Glieder unwillkürlich in exzentrischer Weise aus. Noch mehr, sogar in Handlungen fast wie des Somnambulismus oder der Halluzination erging er sich bisweilen: klinken, von ihm gar nicht gewollten und ihm unbewußten Vornahmen, welche die Psychologen „symbolische Bewegungen“ nennen. Er ertappte sich darauf, wie er eines Tages das Schattenbild der in bestimmter Weise

zusammengekrümmten Finger seiner Hand auf einer vom Licht eines Seitenganges erhellten Wand tanzen ließ, zu keinem anderen Zweck, als um sich selbst, der allein dabei zugegen war, damit zu vergnügen, und dies geraume Zeit und in einer Weise, als gehorche er dabei nicht seinem bewußten Willen, sondern dem Zuge eines geheimen magnetischen Stromes, der Triebkraft einer wunderlichen Raune der Natur.

Nach und nach dann, in einem Zustande gleichzeitig der Abwesenheit und der Begeisterung, unter einem allmählichen Schwinden der Wirklichkeit um ihn her und einer Art von Einschlummern der Erinnerung an das Tagesleben in seinem Hirn, ähnlich jenem hohlen Kopf, aus dem an einen Rüssel die Ideen eine nach der anderen ausgeschöpft sieht, war für den Clown nichts mehr vorhanden als sein weißes Gesicht, dessen Bild ihm die Spiegel zurückwarfen, die Ungeheuer, denen seine Augen auf seinem Kostüm begegneten, und das Summen der diabolischen Musik seiner Violine, das in seinen Ohren wehte.

Dieser seltsame, in seinen wechselvollen und heterogenen Empfindungen undefinierbare Zustand war etwas ungemein Angenehmes für Nello, der, zur Seite seines Bruders, dessen Kopf stets gesenkt war und der beständig mit einem Stäbchen Holz im Boden zeichnete, sich ihm mit auf der Brust gekreuzten Armen, den Kopf an die Mauer gelehnt hingab, ein schwaches Lächeln auf dem weißen Pierrotgesicht, die Büge in einer Art Verzückung, unbeweglich und nur zu bitter scheinend, daß man die schöne, heitere, wunderliche Illusion seines Zirkusträumens nicht unterbreche.

„Rein, so muß das Ding nicht gemacht werden . . . warte einmal . . . so wird es gehen . . . wenn Du dort an der Stelle bist, gebe ich Dir den Schwung mit einem Fußtritt aufs Hinterteil . . . Du weißt, das macht Effekt . . . so wird es ganz famos sein.“

Der Clown, der diese Worte sprach, war nachdenklich mit dem Erstimmen des Verkaufes einer neuen komischen Produktion beschäftigt, welche von ihm und seinem Genossen ausgeführt werden sollte.

Er verfiel nach den geäußerten Worten in tiefes Stummsein. Er und sein Gefährte verharren schweigsam, tief sinnig, in Gedanken verloren, welche sie abwechselnd durch ein lebhaftes Kratzen ihres Kopfes zu verschärfen suchten.

Beide saßen in dem kleinen Café, in welchem sich die Artisten, wenn sie aus dem Zirkus kommen, zusammenzufinden pflegen: einem Café ohne besonderen Charakter, mit der weißen Täfelung, der bescheidenen Vergoldung, den schmalen Spiegeln eines Cafés des Boulevard du Temple. In einer Fensternische standen Mostriachtöpfchen, Büchsen mit Sardinen, eine kleine Terrine mit Gänseleberwurst, ein Sahnenkäse, Gruyèrekäse und Roquefort, und auf dem oberen Gefims eine Bunschbowl umgeben von einem Aufbau von Zitronen. Ein netter kleiner Kellner ging zur Bedienung der Gäste ab und zu, in granatfarbiger Samtjacke, eine große blaue Schürze mit Brustlatz vor, seine weiße Serviette in dem Schürzenband hinten herabhängend wie ein weißer Schurz.

Nach kurzer Zeit wurde die Tür des Cafés aufgestoßen und die gesamten Clowns des Zirkus traten einer hinter dem anderen ein, in ihren Straßenkleidern, langsam schleifenden Schrittes wie beim Schlittschuhlaufen, mit jenem Vorschieben je der einen ganzen Körperseite auf den vorgelegten Fuß und die Arme vorn vor den Schenkeln schlenkernd. Nello beschloß die Reihe, seine Beine bei jedem Schritt bis ans Ohr erhebend und sie gleichsam mit einem gebieterischen Druck seiner flachen Hand wieder niederwerfend — in spielender, gewandter drolliger Beweglichkeit.

Zwei englische Clowns machten sich an das Billard; zwei andere, neben denen Nello und Gianni Platz nahmen, forderten ein Dominospiel.

Ein alter Clown ohne bestimmte Nationalität, groß, dürr, knochig, raffte von den Tischen sämtliche Journale zusammen, deren er habhaft werden konnte, und ließ sich damit abseits im Hintergrunde, fern von den anderen nieder.

(Korrekturen folgt.)

Umstürzler in der Natur.

Im Sommer, wenn die Vegetation in Feld und Wald in üppiger Entfaltung steht, dann wird eine bestimmte Gruppe von Lebewesen nur selten Beachtung finden, jetzt aber, wo Baum und Strauch sich ihres Laubschmudes entledigt haben, da wird sich diese Gruppe auch dem Auge bemerkbar machen, welches nicht gerade danach sucht. Es sind die Flechten, eine der unscheinbarsten Pflanzenfamilie. Wie sehr werden diese so einfach gebauten Lebewesen, die noch von vielen Menschen als gar nicht lebende Geschöpfe betrachtet werden, verachtet; die Wissenschaft hingegen weiß wahre Wunder von diesen kleinen, unscheinbaren Wesen zu berichten. Wir finden diese Flechten teils als kleine braune, gelbe oder graue Flecken und Krusten an Felsen, Mauern, morschen Pflanzen, Bretterzäunen usw., teils begegnen sie uns als Lappen oder lang herabhängende Warte an den Bäumen.

Am härtesten Stein vermögen sie zu vegetieren; sie vertragen die ärgste Sonnenglut, die zimmigste Kälte ohne erschütterlichen Nachteil; kein Sturm, keine Ueberfluthung, weder Trockenheit noch Schnee und Eis sind imstande, sie zu vertilgen. Hat die Sonne diese Lebewesen einmal zusammengetrocknet, so erweckt der erste Regentropfen sie wieder zu neuem Leben und freudig nehmen sie den Kampf ums Dasein wieder auf. Dem Felsen ihre lärgliche Nahrung entziehend und unbekümmert um den sie umtobenden Kampf der Natur schaffen sie die Grundbedingungen für eine neue Flora. Allen Anschauungen der Naturgewalten weiß die kleine Flechte zu begegnen, und wenn sie ihr Dasein beschließt, dann hat sie für den „Umsturz“ die wesentlichste Grundbedingung geschaffen: die erste Breche ist geschlagen.

Wenig Nahrung bedarf so eine am harten Stein anhaftende Flechte nur, aber diese Nahrung wird zum Teil der Unterlage entzogen und so wird der Stein angegriffen, die erste, durch organische Substanz hervorgerufene Umwandlung geht am Felsen vor. Die abgestorbenen Flechtentkörper hinterlassen eine winzige Spur von Humus, und dieser bietet neuen Lebewesen einen willkommenen Angriffspunkt auf den Felsen. Da kommen zunächst die Moose, welche schon etwas mehr Anspruch an das Leben stellen als die Flechten. Im Humus der abgestorbenen Flechten vermögen sie zu keimen und setzen dann das Fortschrittswerk der Flechten fort. Auch die Moose sterben ab, dabei die Humussubstanz vergrößern, nach und nach vermögen sodann Farne, Gräser, Steinbrecharten und andere Kinder der Gebirgsflora den Platz einzunehmen, den die Flechte zuerst dem lahlen Felsen abtropfte. So wird immer mehr und mehr Humusde angehäuft, daß sehr bald Zwergföhren, ja selbst Sträucher oder gar Laubbäume ihre Nahrung einer einstmals vollständig lahlen Felsenstelle entnehmen können. Auf diese Weise haben sich unsere Gebirge bewaldet, was allerdings nicht so schnell geschah als es hier erzählt ist, wozu es vielmehr nach Jahrtausenden zählender Zeiträume bedurfte.

So sehen wir hier die unscheinbare Flechte als einen ganz gewaltigen Umstürzler auftreten, der aus lahlen, öden Erdrücken die herrlichsten Waldungen vorbereitet hilft, wozu noch andere Umstände ihren Beistand geben. In den Reiseberichten unserer Naturforscher finden wir sehr oft Beispiele dieses gewaltigen Umsturzes, wovon hier zweier gedacht werden soll.

Gumboldt fand auf den nackten Trachtfelsen, welche die Andenkette durchbrechen, in erstaunlicher Höhe auf ringsum nackten Felsen die zarten, schwarzen und grünen Rosetten der sogenannten erdbeschreibenden Flechte (Rhizocarpon geographicum), und die nämliche Flechte findet sich auch auf dem mit Quarzadern durchzogenen Granit, welcher das Nordkap bildet. Die kleine, unscheinbare Pflanze greift den härtesten Stein, den glatteiten Granit an, sie sucht die Wölbe des Felsens zu decken und die einstige Ausnahme von Moosen, Farnen und anderen Pionieren der Pflanzenwelt vorzubereiten. Noch andere Flechten gesellen sich zu ihr, verwesen und bilden so geeigneten Untergrund für etwas höher stehende Pflanzen. Kleine Häufchen von Quarzsand geben saftreichen Pflanzen ihre Nahrung; aus den verwesenden Organismen bildet sich eine Humusschicht und dann nehmen kleine Wolfsmilcharten und Fettpflanzen die Stelle der Kryptogamen ein. Auf dem Gipfel des Pic du Midi entdeckte Ramond auf einem sehr beschränkten Raum 61 Arten von Flechten, welche seit Jahrhunderten den Gipfel des Felsens vorbereitet haben, so daß jetzt schon Blütenpflanzen auf ihm zu finden sind.

Auch dort, wo sich durch irgend einen Umstand Neuland gebildet hat, auf dem höhere Pflanzen nicht ohne weiteres zu leben vermögen, treten Flechten im Verein mit anderen niederen Pflanzen als Pioniere auf und bereiten den Boden vor für die Existenz höherer Vegetabilien. Das vermag unter Umständen sehr rasch zu geschehen. In der Nähe Eisenachs waren insolge heftiger Regengüsse Erdrutschungen erfolgt, die an den steilen Gebirgshängen Kieselterrassen abgerutschten Bodens und tiefe Klüfte erzeugten, in denen das Gestein zutage trat. Die Pioniere der Vegetation, Flechten und Moose, bekleideten recht schnell die nackten Hänge. Sie erzeugten genügend Humus, daß Gräser ihr Leben fristen konnten. Dem Boden mangelte es noch an Feuchtigkeit, so daß einstmals nur Trodenpflanzen das Feld zu behaupten vermochten. Immer dichter wuchs die Vegetation heran und nach 12 Jahren war schon

ein undurchdringliches Gebüsch entstanden. Eine Vegetation unterdrückte die andere, bis endlich die Buche den Boden annehmbar fand. Nach einigem Kampfe war sie die Alleinherrscherin; innerhalb der Zeit eines Menschenalters war auf kahlern, felsigen Boden ein stiller Buchenwald entstanden, dessen Existenz ohne die umstürzlerische Tätigkeit der niederen Pflanzenorganismen unmöglich gewesen wäre.

Weitere Beispiele der auf Umsturz zielenden Tätigkeit in der Vegetation beobachten wir, wenn wir einen Steinbruch oder einen durch das Gebirge gesprenkelten Weg in Augenschein nehmen. Da sehen wir, daß der Felsen nur mit einer sehr dünnen Erdschicht bedekt ist, zu der Flechten und Moose den ersten Beitrag liefern. Diese dünne Erdschicht bietet natürlicherweise größeren und stärkeren Pflanzen nicht den genügenden Halt, darum dringen diese dann mit ihren Wurzeln in das Gestein ein, dieses zerstörend und gesprengend. Auch auf altem Gemäuer, Burgruinen und dergleichen finden wir häufig größere Bäume, wie Birken, Ulmen und andere; hier sehen sich die Pflanzen gleichfalls gezwungen, mit ihren Wurzeln in das Mauerwerk einzudringen, da von Erde nicht viel die Rede sein kann.

Welche Kraft den Wurzeln innewohnt, um festere Gegenstände zu durchdringen, davon wird auch jeder Gartenbesitzer sich Beispiele verschaffen können. Leicht scheidet sich im Garten ein lästiges Unkraut an, die Quecke, die mit ihren scharfen Wurzeln und Ausläufern sehr oft durch harte Gegenstände, die mit dem Dünger oder sonstwie in die Erde gelangen, hindurchdringen. Holz, Leder und dergleichen bietet diesen Zerstörern keinen Halt.

Die in das Gestein eindringenden Wurzeln scheiden verschiedene Säuren aus, welche den Felsen chemisch angreifen und zerlegen, denn die Wurzel entnimmt auch dem Felsen Nährstoffe. So wird der Stein porös, wenn die Wurzeln absterben. Luft, Wasser und Frost vermögen in die Lücken einzudringen und einzuwirken. Diese atmosphärischen Einflüsse im Verein mit den von den Wurzeln ausgeübten physischen und chemischen Einwirkungen verwittern das Gestein immer mehr und mehr, es wird stetig lockerer. Ein Sturzregen, ein Laminesturz oder eine ähnliche Naturkatastrophe hat dann leichtes Spiel, den gelockerten Fels ins Tal zu führen. Und die Flechte, die die erste Ursache zu diesem Absturz bildete, nimmt anten im Tal auf den Schutt- und Geröllmassen ihre Tätigkeit wieder auf, um den Boden aufs neue für die Vegetation zu erobern, um aus rohem Erd- und Steingemenge Kulturboden entstehen zu lassen.

Eine lebhaftere Unterstüfung in der Bodenbearbeitung erfieht den niederen Organismen der Pflanzenwelt in der Wühlarbeit allerlei Tiere, darunter vornehmlich des Regenwurms. Durch die Nöhrengänge, welche der Regenwurm in großer Zahl durch den Erdboden zieht, vermag die Luft besser einzudringen, auch dem Wasser und dem Frost werden die Einwirkung erleichtert und so verwittert ein vom Regenwurm stark bewohnter Geröllhaufen schnell. Dazu kommt, daß die vom Regenwurm in die Gänge hineingezogenen Vegetationsüberreste, Blätter und dergleichen durch schnelle Verwesung die Humusbildung beschleunigen. Der Regenwurm läßt nicht wenig Erde durch seinen Körper passieren, die mit den Kotmassen zugleich auf die Oberfläche der Erde gelangt, wo der Regen beides auswäscht und dem Erdboden wieder als neue Pflanzennährstoffe einverleibt. So ist der unscheinbare Regenwurm ein wesentliches Glied im Haushalt der Natur, der mit Recht Anspruch auf die Bezeichnung des ersten Ackerers erheben kann. Nicht nur daß er den Boden emsig pflügt, indem er unablässig die Erde aus der Tiefe wieder zur Oberfläche führt, sondern auch für reichliche Düngung sorgt er.

Beim Absterben, Verwesen der Pflanzen ergibt sich als Zerlegungsprodukt Wasser und Kohlen säure; ist jedoch der Luftzutritt beim Zerlegungsprozeß gehindert, so entstehen außer diesen Produkten auch noch Kohlenwasserstoffe, während ein Teil der Pflanzenreste als Kohle nachbleibt. So bildeten sich der Torf, die Braunkohle und die Steinkohle. Ganze Wälder, ganze Vegetationsgebiete gelangten durch irgend welche Vorkommnisse zu Fall, sie stürzten und wurden mit Wasser oder mit Erde bedekt; ihre Ueberreste dienen uns heute in der mannigfaltigsten Weise zur Erhaltung unseres Lebens.

Auch der Kieselgur wäre hier zu gedenken, die nichts anderes ist als Ueberreste von Pflanzengebilden. Mikroskopisch kleine Algen, Diatomeen genannt, sind die Urheber. Die Vermehrung dieser Alge geschieht durch einfache Zweiteilung ungemein rasch; ihren Verbleibungsanfechtung bilden Seen und Sümpfe. Aus der Oflsee werden jährlich Tausende von Kubikfuß zur Vermeidung des Verschlammens der Häfen ausgebagert. In den Sümpfen geht die Vermehrung oftmals so schnell vor sich, daß die Rasendecke aufspringt und die Kieselgur, aus abgestorbenen Algen bestehend, zutage tritt. In der norddeutschen Tiefebene befinden sich viele solcher Kieselgurlager. Der Untergrund von Berlin besteht zum nicht geringen Teil aus den Kieselgürhalden abgestorbener Diatomeen.

In kalkhaltigen Seen und Teichen, wo zahlreiche Pflanzen, wie Algen, Wassermoose und andere, in großen Mengen gedeihen, welche die Kohlen säure dem Wasser entziehen, scheidet sich der Kalk aus, er verliert durch den von den Pflanzen hervorgerufenen Prozeß seine Löslichkeit, sinkt zu Boden und bildet hier frörmliche Lager.

So ließen sich die Beispiele, wie durch lebende Organismen im Rahmen der Natur ein bald schnellerer, bald langsamer erfolgender Umsturz herbeigeführt wird, mühelos vermehren — das Angeführte möge aber für heute genügen. Germ. Kraft.

Kleines feuilleton.

Eine Nacht in einem türkischen Khan. Man denke sich einen Hof, mit unebenen Feldsteinen gepflasterten, lästerlich schmutzigen Großen voll Pferde, Sätteln, Reusleuten und herumgestreuten Waren. Zwei Reihen winzig kleiner Gemächer, die eine im Niveau des Hofes, die andere darüber, münden auf eine breite, bedeckte Galerie, einen gewaltigen Bogenweg, dessen gewölbte Decke von dem unaufhörlichen Lärm der Aus- und Eingehenden widerhallt. Man vergegenwärtige sich dies, und man hat, wie die französische Zeitschrift „Globe“ berichtet, der wir diese Ausführungen im Auszuge entnehmen, einen Khan. Die Gemächer sind bloße, laute Löcher mit Lehmwänden, von allem entblößt, außer ecken, blutdürstigen Insekten; allein da der Balkon breit und kühl ist, so braucht man sie nicht zu betreten. Es gibt hier keine mit dicken Teppichen belegte Fußböden, noch üppige Lehnstühle, allein ein guter Haufe Kissen entschädigt für beide. Die Wände sind nicht mit schönen Bapiertapeten besetzt, allein der mit blinkenden Sternen besetzte klare Nachthimmel ist kein schlechter Ersatz für Gemälde und Arabesken. Der halbnaakte Junge vom Bazar ist so gewandt als irgend ein orthodoxer Kellner, und geheimnisvolle Ragouts, saftige Pilsaus, gut gestopfte Markknochen und selbst eine süße Speise liefern eine nahrhafte und schmackhafte Mahlzeit. Man lernt Messer und Gabel entbehren und mit den Fingern an einem Tische essen, der nur eine Spanne hoch ist. Ein wenig Wasser verbessert den einen, ein wenig Geduld den anderen Mangel. Keine Musikbände liefert hier die Tafelmusik, allein dort drüben in der Ecke kreischen und klagen die schrillen Töne der Quzla und Slingen wie die Stimme eines unruhigen Geistes, und die wilde Melodie harmonisiert wunderbar mit der ganzen Szene. Man hat hier eine Reihenfolge von Bildern, wie sie an Glanz und Pracht der Farbe und wechselndem, mannigfaltigem Interesse, das düstere Abendland niemals bieten würde. Verschängt in einem hohen Hause von Rissen in der kühlsten Ecke des Balkons, eine milde Zigarette schmauchend und einen Kaffee schlürfend, wie ihn nur ein Türke bereiten kann, magst du dir nach Belieben behaglich das lärmende Treiben des Khans und das Gedärben seiner buntschneidigen Inassen betrachten.

Jeden Augenblick zieht irgendeine neue Kombination die Aufmerksamkeit an, um, kaum bemerkt, zu verschwinden und von einer anderen verdrängt zu werden. Die Sonne muß nun beinahe untergegangen sein, denn es ist kaum mehr hell, und die Sterne scheinen schon hell und klar. Rings um den Balkon öffnen sich die kleinen Gemächer, und ihre Inassen treten heraus, um nach dem Abendbrot zu sehen. Von einem Duzend verschiederer Eden aus wirft der Feuerschein seine lustigen Strahlen über die beweglichen Figuren. In vielen der Gemächer loden die Inassen auf dem Herde, und unter dem Zauberstab des rölligen Hegenmeisters glüht das kleine Innere vorübergehend unter einem kurzen Anschein von Schönheit und Behaglichkeit. Ein Geruch von seltsamer, aber nicht unschmackhafter Kochkunst erfüllt die Luft, in den dunklen Winkeln flackern schwache Lampen wie Glühwürmchen. Ein großer Teil der Inassen sind eingeborene Christen, meist Kaufleute und wohlhabend, aber unreinlich, schmutzig, gemein und zu einem ungläublichen Grade unredlich. Immer auf Beute und Gewinn erpicht, besuchen sie den Khan als einen Ort, wo man vorzugsweise Fremde trifft. Ihr Warenvorrat ist unter Schloß und Riegel in einem der Gemächer voll ungezieser. Eben jetzt machen sie ihren Abendspaziergang und betreten in-ander der Uebung willen. Sieh, dort hat einer den Fremden in einer stillen Ecke entdeckt und sucht sich ihm strategisch zu nähern, denn eine gerade Annäherung widerstrebt dem ganzen Wesen dieses Individuums. Betrachte ihn wohl, während er sich den Anschein gibt, als spreche er mit irgend jemand im Hofe, denn er ist ein hübsches Exemplar seiner Klasse. . . An jenem zerfetzten Umwurf, der einst ein Ueberrod war, und an seinen knopflozen Unterkleidern erkennt man ihn als einen Händler, der in Smyrna gewesen ist und sich als ganz europäisiert betrachtet. Er kommt näher und stößt in seiner geräumigen Tasche. Schau auf sein fettiges Gesicht, das nie mit Seife in Berührung gekommen ist, und auf die niedergedrückten Augen, die von Gähler und Unberschämtheit funkeln, aber niemals jemand offen ins Gesicht sehen können; betrachte den Rodträger, der ihm schlief um den schwierigen Raden hängt, und das verschlossene Fes, das mit etwas herausforderndem Leichtsinne auf die ungelämmten Waden gestülpt ist. Setze nun schlau deinen Fuß auf jenes seitwärts liegende Kissen, denn sonst setzt er sich darauf und belästigt dich endlos mit seiner duffenden Gegenwart und ansprechenden geistreichen Unterhaltung.

An der Tür eines Gemaches gegenüber sitzt ein muslimischer Gadschi oder Mekkavilger, eine schöne patriarchalische Gestalt mit reichem Turban und mit einem silberweißen Bart, der über seinen langen blauen Mantel herabfließt. Von Reugier und Interesse unbewegt, sitzt er da und schaut mit der Ruhe einer Sphinx in den geschäftigen Hof hinab; so wenig er aber auch von menschlichen Sorgen oder menschlichen Schwächen bewegt scheint, so muß er doch begierig auf den abendlichen Kanonenschuß und den Ruf zum Gebet warten, denn wir sind im Monat Ramazan, wo vom ersten Tages-

grauen bis zum Sonnenuntergang keine Nahrung über seine Lippen kommen und kein Tabak sein Herz erfreuen darf.

Und doch könnte das Treiben im Hofe selbst die Aufmerksamkeit eines Hungerigen in Anspruch nehmen. Es müssen über 50 Pferde im Hofe sein, denn von dem Stampfen, Wiehern und Schnauben hallen sogar wie Wände wider. Ein Zug Saumpferde wird soeben abgelassen, ein anderer für einen Nachtmarsch gefasst. Einige Tiere werden mit einem groben Striegel abgerieben, einige am Brunnen getränkt, andere lauen zufrieden ihre Gerste. Jeden Augenblick verkündigt ein gellender Schrei und ein Hufschlag von irgend- einer Seite her Hader unter den mutigen kleinen Tieren, und das Geschrei ihrer ärgerlichen Besitzer scheint nur den Jant zu verschärfen. Eiliche Arabas sind soeben heretingerumpelt, auf dem unebenen Pflaster polternd, als wollten sie in Stücke gehen und rufen auf dem Wege über den Hof eine reichliche Flut jener blühenden Verehrbarkeit hervor, für die die Orientalen längst verdientermaßen berühmt sind. Ein Araba ist ein Räderfahrzeug von der einfachsten Bauart. Man nehme eine plumpe Kiste, setze sie auf vier wackelige Räder, spanne ein Schattendach darüber und ein Paar halbverhungerte Klapper davor, gebe einen tatarischen Fuhrmann dazu und die Araba ist fertig.

Es sind viele Tataren im Khan, alle in kurze, enge Haden und weite, schwarze Hosen gekleidet; alle sind phänomenal häßlich, aber um höchsten Grade gutmütig und inuner bereit, mit jedermann zu scherzen. In diesem Kontrast mit einer Gruppe dieser lustigen, kleinen Bursche steht die seltsame Gestalt daneben, ein hochgewachsener, hagerer und derbtuchiger Mann in schmutzigen Lumpen, mit einer hohen grauen Mütze auf dem Kopfe und mit wirren, ungekämmten, langen Haaren, unter denen ein paar wider Augen hervorblüht. Auf seiner Schulter trägt er eine blanke, stählerne Streitaxt, die sich schon am Sattelbogen eines Selbstschuden-Reiters in jener Zeit geschautelt haben mag, wo die Sultane von Rom noch in den Palästen von Konina herrschten und die Reitergeschwader der Ungläubigen über die Ebenen Ungarns hinweg. Er ist ein wandernder Derwisch, halb Fanatiker, halb verrückt, und nicht wenige entziehen seinem heiligen Charakter ihren Tribut, während er so durch die Menge hinstolzert und von Zeit zu Zeit seine kurze, aber sonore Litanei ertönen läßt.

Es ist nun beinahe finster, und das Tor wird in einem Augenblick geschlossen werden. Gerade noch rechtzeitig erscheint ein neuer Ankömmling, mit vollkommener Rücksichtslosigkeit gegen alles und jedes über die Steine daherprengend — ein Reiter, der einem künftler Interesse einflößen könnte, wie er so im vollen Lichtschein der Feuer sein Pferd anhält. An dem sonderbaren Sattel, dem weisshäufigen Rod, den hohen Stiefeln, erkennen wir ihn als einen Tischertessen, einen großen hageren Mann mit kühngeschnittenem Gesicht und dem wilden Blick eines Raubvogels; seine schwarze Lammfellmütze mildert den Eindruck seines wenig einnehmenden Gesichtes nicht. Als Tischertesse ist er gut beritten, allein es ist mehr als zweifelhaft, daß seine Eigentumsrechte an den hübschen Grauschimmel von irgendeinem Gerichtshof anerkannt werden würden. Wie er sich auf seinem kleinen Sattel schwingt, spiegelt sich der Feuerschein auf seinem wohlgefüllten Patronengürtel und auf dem Lauf seiner treuen Büchse, auf seinem Revolver und dem seltsamen Griff seines Säbels, der hinter ihm klirrend auf den Steinen nachschleppt.

Bumm! Da donnert der Kanonenschuß, der den Sonnenuntergang verkündigt, und von dem Minaret der Moschee schallt der Ruf zum Gebet über die Stadt hin. Bevor der Ruf noch halb verklungen ist, sind die rastenden Muselmänner in Kreisen um ihr einfaches Mahl verammelt. Die Christen tragen gewaltige Mahlzeiten aus ihren Zimmern herauf, die Tataren durchsuchen ihre Arabas nach den Ueberresten der gestrigen Speisevorräte; der ganze Khan ist nur mit Essen beschäftigt. Zwei Stunden später ist alle geräuschvolle Tätigkeit über und der Khan stille. Die Feuer sind niedergebrannt, allein ein glorreicher Mond überflutet den wolkenlosen Himmel mit seiner Helle und breitet ein sanftes Zwieliht über den offenen Hof. Die Christen sind zwischen ihren Warenballen eingeschlossen und träumen von Schurzereien des nächsten Tages. Rings um den Balkon herum liegen die dunklen Gestalten schlafender Männer; drunken macht es der Tischertesse seinem Pferd für die Nacht bequem, und dicht dabei sitzt bewegungslos der Derwisch, und das Mondlicht glänzt kalt auf dem Eisen seiner Streitaxt. Die lange Reihe der gefastelten Pferde sieht schatten- und geisterhaft aus, aber ihr stetes Stampfen bekundet, daß es sterbliche Kasse und überdies sehr hungrige sind. Von einer fernem Ecke aus läßt die Quzla noch immer ihre milden und wehmütigen Akkorde in die stille Nachtluft hinaus erklingen. Ueber und erhebt sich weiß und gepenslich das schlanke Minaret der benachbarten Moschee, und um dasselbe herum scheinen in dreifacher Reihe die Lampen des Namazan, und hinten erhebt der Kara-Gissar seinen gewaltigen Rücken und scheint beinahe in die Mitte des Himmels hineinzufragen, denn die riesige Felsenmasse ragt 800 Fuß hoch steil aus der Mitte der Ebene auf. Sein Fuß ist in feierlichen Schatten gehüllt, allein das Fort auf seinem Gipfel glänzt im Mondschein wie eine silberne Krone auf der Stirne eines Monarchen. . .

J. W.

Theater.

Münchener Theater. „Varod“, ein Spiel in 5 Akten von Friedrich Kressa, wurde im Münchener Residenztheater bei seiner Uraufführung mit lautem Beifall aufgenommen. Das Berliner Gebbel-Theater, das mit diesem Stück seine Vorstellungen im neuen Hause beginnen will, wird allerdings eine ganze Reihe

Streichungen vornehmen müssen. Denn die tragische Episode im Leben der Ninon de Venclos, die mit ihrer ewigen Schönheit den eigenen Sohn begaubert und ihn mit der Entbedung, daß sie seine Mutter ist, in den Tod treibt, hat der Autor mit allzu reichlichen schöngestirnten Gesprüchen umrankt, die streckenweise einen gefährlichen Stillstand bedeuten. Neben der fargen Handlung dieses ungeligen Liebeskonfliktes zwischen Mutter und Sohn, bemüht sich Fressa, einen Ausschnitt jener barocken Kultur zu geben, in der die Liebe zur Lebenskunst erhoben wurde. Er verwandelt ferner die große Getäre Ninon in die freie Frau, die ihr Liebesleben selbst bestimmt, und macht sie zur Sprecherin des modernen Weibes, das sich das Recht der freien Liebeswahl erkämpfen will.

Musik.

Seit einigen Jahren haben sich die Jugendkonzerte zu einer eigenartigen Einrichtung unseres Berliner Lebens entfaltet. Am 7. Dezember soll bereits das 70. stattfinden, ungerechnet auswärtige Veranstaltungen. Während sie früher meist in größeren Konzertsälen abgehalten wurden, wandeln sie jetzt von Schulgebäude zu Schulgebäude, um den Schülern der verschiedenen Gegenden bequeme Gelegenheit des Hörens zu bieten. Zu einer Nachmittagsstunde bekommen da die Kleinen oder Großen eine Reihe von Sologefängen, Instrumentalspiel, Rezitationen usw. zu kosten. Es ist nun nicht bald etwas so leicht, als diesem Unternehmen mit gewichtigen Zweifeln gegenüberzutreten. Wir selbst haben in früherer Zeit mehr als einmal unsere Bedenken dagegen trotz aller Anerkennung des dargebotenen Guten ausgesprochen. Im Vordergrund stand uns der Zweifel an der Wichtigkeit eines gemischten statt eines einheitlichen Programms; dazu dann unsere Ueberzeugung, daß derlei als Einzelgabe ohne viel Wirklung vorüberzuehen, daß insbesondere größere Zyklen mit belehrender Unterlage zweckmäßiger sein würden. Allein mit solchen Bedenken, statt deren andere wieder andere haben würden, versäumen wir es gar zu leicht, den Tatsachen gerecht zu werden. Alles in allem liegen doch wirklich wertvolle Gaben vor, auch wenn es nicht immer möglich ist, die allerbesten musikalischen Kräfte zuzuziehen. Es muß unter allen Umständen für unsere Jugend derartiges geleistet werden. Was darin der Veranstalter Max Watzke bereits geleistet hat, nicht zuletzt in dem einen Konzert, das wir am vergangenen Sonnabend auswählten, kann auch von recht bedenklichen Zweiflern lebhaft anerkannt werden.

Eine andere Frage aber ist die, ob auf die Dauer unser öffentliches Schulwesen sich seine Gleichgültigkeit gegen derartige künstlerische Erziehung gestatten darf. Die Musik spielt in den gewöhnlichen Schulen eine nur anscheinend beträchtliche Rolle: durch den Gesamtgesang der Kinder. Das ist höchstens eine Bildung oder vielleicht nur eine Verbildung des Gesanges; jedenfalls für die Stimme gefährlich genug, daß gegenüber dem Chorischen beizeiten Abhilfe durch individuellere Stimmbildung geschaffen werden sollte. So kann aber wird auf diesem Wege kaum eine oder die andere Spur des gewaltigen musikalischen Materials bekannt gemacht, das in unserer Bildungslammer aufgespeichert ist. Kommen die Schüler mit den poetischen Gaben einiger Klassiker in Berührung, dann ist auch eine ebensolche Berührung mit musikalischen Klassikern gerechtfertigt. Zeit und Gelegenheit ist genug vorhanden, wenn man nur will — das heißt: wenn man manches unterläßt, was sich weit eher vermeiden läßt, als ein Anteil an der dem Deutschen ganz besonders eigenen Tonkunst.

Was unsere Schulen soweit gekommen sind, wünschen wir allen den Veranstaltern und Künstlern, die ohne irdischen Lohn sich der geistig Verlassenen annehmen, alles Beste, mindestens durch genügende Aufmerksamkeit derer, die es angeht.

Technisches.

Versuche über das Eindringen der Hitze brennender Trümmer in darunter liegendes Erdreich sind von der Branddirektion Hannover unter Mitwirkung der Firma Martini u. Hüneke mit einigen Kotsöfen auf 1 Meter hohen Schüttungen angestellt worden. Aus ihnen ergibt sich, daß schon verhältnismäßig dünne Erdschichten gegen Hitze außerordentlich isolierend wirken. Eins von den Feueren wies z. B. eine Temperatur von über 1200 Grad auf. Diese wirkte 21 Stunden lang auf eine Schüttung, und nach dieser Zeit wurden in 10 Zentimeter Tiefe nur 270 Grad erreicht, in 30 Zentimeter Tiefe 85 Grad, in 50 Zentimeter Tiefe 50 Grad, in 75 Zentimeter Tiefe 20 Grad und in 1 Meter Tiefe 17 Grad. Für das Eindringen der Hitze spielt übrigens der Wassergehalt der Erde eine wesentliche Rolle; denn in einem Falle hat sich die Temperatur in 10 Zentimeter Tiefe sehr lange auf der Siedetemperatur des Wassers, 100 Grad, gehalten, in 50 Zentimeter Tiefe sind erst nach 48 Stunden 70 Grad erreicht worden, das ist die mittlere Siedetemperatur des Handelsbenzins. Diese Versuche haben besonderes Interesse im Hinblick auf die Lagerung großer Benzinnengen inmitten bewohnter Komplexe. Der große Brand auf dem Gelände der Berliner Omnibus-Gesellschaft inmitten der Stadt Berlin brachte mit Recht große Besorgungen hervor, weil man glaubte, die riesigen Benzinlager könnten explodieren und fürchterliche Verwüstungen in der Stadt anrichten. Das hat auch die Anregung zu diesen Versuchen gegeben. Sie lassen schließen, daß es ausreichend erscheint, wenn die Behälter für feuergefährliche Flüssigkeiten mit ihrer Oberseite wenigstens 50 Zentimeter tief unter der Erdoberfläche gelagert werden.

Humoristisches.

— Nach der Einführung des Branntweinmonopols.

„Vesoff'nes Schwein! Vertiert, verroßt!“
 — „O welch' ein Urteil, ein rabiates!
 Lob' ihn! Er ist ein Patriot,
 Die schwankenbe Stütze des Staates!“

— Eine Schriftstellerehe. „Wie war ich als Mädchen so Lebensfroh und heiter, und was hast Du aus mir gemacht?“ — „Bier Romane und siebzehn Novellen.“

— Badefreiheit. Der „Verband der Fluß- und Seebadbesitzer und -leiter Deutschlands“ hat sich um unser Vaterland ein ruhmreiches Verdienst erworben, indem er bei dem preussischen Minister des Innern auf die Bedenken gegen das Freibad im Wannensee hingewiesen hat. Er hat denn auch einen Baum, sechs Bette und eine Verlängerung der Badehofe nach oben und unten durchgeseht.

Aber damit sind durchaus noch nicht alle patriotischen Bedenken gegen den Begriff des Freibades beseitigt. Aus dem Freibad muß erstens das Wort frei und zweitens das Wort Bad ausgemergelt werden. Das Wort frei ist ein Gift, das die Volkseele zum Ungehorsam gegen die hohe Obrigkeit reizt; man denke nur, welches Unheil dieses Wort in dem unseligen Jahre 1848 angerichtet hat! Man sage statt Freibad Untertanenbad, — eine Bezeichnung, die sehr treffend ist, weil Monarchen an dieser Stelle des Wannsees nicht zu baden pflegen. Und dann Bad! Da diese Zeiten doch auch von Jungfrauen und Jünglingen gelefen werden, so können wir die frechen, sittenlosen Gedanken nicht einmal andeuten, die das Wort Bad in jedem normalen Gemüt hervorrufen muß; der Kardinal Fischer hat ganz recht! Man sage deshalb statt Bad Wäsche, — das ist viel harmloser. Statt Freibad sage man also Untertanenwäsche oder kurz Unterwäsche. Das ist anständig, das ist sittlich! („Jugend.“)

Notizen.

— Die Weihnachtsausstellung kunsthandwerklicher Arbeiten aus Werkstätten und Schule Meimann, Berlin W., Landshuterstr. 88, ist jetzt täglich von 10—2 und 4—7 Uhr bei freiem Eintritt zu besichtigen.

— „Albertine“, das Gemälde des norwegischen Malers und Schriftstellers Chr. Krogh, das vor ungefähr 20 Jahren, ebenso wie sein Roman „Albertine“, gewaltiges Aufsehen erregte und den stärksten Anstoß zur Abschaffung der reglementierten Prostitution in Norwegen gab, ist nun, nachdem es lange Jahre für die Öffentlichkeit verschwunden war, von der norwegischen Kunstakademie für 5000 Kronen angekauft worden. Das Bild stellt das vom obersten Beamten der Sittenpolizei vorgeführte Mädchen Albertine dar, wie es zum erstenmal mit einer Schär Prostituiertes zur Zwangsuntersuchung erscheint. Der Roman „Albertine“ ist übrigens in Norwegen verboten und im Original kaum noch aufzutreiben.

Chr. Krogh hat verschiedene soziale Bilder gemalt, von denen, abgesehen von „Albertine“, wohl „Der Kampf ums Dasein“ (in der Nationalgalerie zu Kristiania) das bedeutendste ist. Hier sieht man eine Menge von Frauen und Kindern, die auf beidseitiger StraÙe auf ein feines Haus zudringen, aus dem eine wohlgepflegte Hand durch ein Fenster Brot hinausreicht.

— Raold Amundsen, der bekannte norwegische Polarforscher, beabsichtigt im Jahre 1910 mit amerikanischer Unterstützung einen neuen Vorstoß zum Nordpol zu unternehmen. Er will von San Francisco aus durch die Behringstraße ins Eismeer vordringen und dann sich mit dem Polareis nach dem Nordpol treiben lassen.

— Weiterer Rückgang der Volksvermehrung in Frankreich. Alle patriotischen Ermahnungen der „Liga zur Wiederbevölkerung Frankreichs“, alle Verteilungen von „Jugendpreisen“ an kinderreiche Eltern bleiben wirkungslos. Die Bevölkerungsstatistik für das Jahr 1906 weist eine weitere Abnahme des Geburtenüberschusses auf. Von 87 120 im Jahre 1905 ist er auf 26 651 gesunken. Allerdings ist diese Abnahme zum größten Teil der größeren Sterblichkeit zuzuschreiben. Die Anzahl der Sterbefälle war um 10 025 größer. Immerhin hat die Zahl der Geburten wieder um 444 abgenommen, was, auf die Gesamtbevölkerung nach dem Ergebnis der Volkszählung von 1906 bezogen, einen Quotienten von 0,07 Proz. ergibt, gegen 0,10 Proz. für 1905, 0,15 für 1904 und 0,19 für 1903. Es ist unter solchen Umständen sehr wahrscheinlich, daß schon in den nächsten Jahren der Ueberschuß der Geburten vollständig verschwinden und einem Defizit Platz machen wird. Die Zunahme der Eheschließungen — sie war im vergangenen Jahr die höchste seit 1873, nämlich 306 487 — dürfte sich in der Geburtenziffer schwerlich besonders geltend machen. Uebrigens ist auch die Zahl der Ehescheidungen gewachsen. Sie betrug 10 673, das Maximum seit der gesetzlichen Einführung der Scheidung. Ein Vergleich des Geburtenüberschusses in Frankreich mit dem in den anderen europäischen Staaten ergibt für den Durchschnitt der Jahre 1901—1906 auf 10 000 Einwohner berechnet folgende Ziffern: Frankreich 18, Deutsches Reich 14,9, Oesterreich 12,1, Ungarn 11,0, Belgien 10,7, England 12,1, Niederlande 15,5, Italien 10,6, Norwegen 14,4.